

Dramatische Rundschau XI.

Autor(en): **E.A.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574140>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

eitsbegriffe uff. In Neu-York ist nun seit einigen Jahren die obligatorische Anzeigepflicht bei Tuberkulose-Erkrankung eingeführt, und es wurden im Jahr 1909 45,000 Tuberkulose-Fälle notifiziert, davon 28,000 Neu-Erkrankungen. Daneben besteht eine strikte Handhabung der Desinfektion, 1894 wurden im ganzen 500 Desinfektionen ausgeführt, 1909 an 40,000. Die Desinfektion hat sich so eingelebt, daß sich in letzter Zeit — im Gegensatz zur frühern zwangsweisen Ausführung — die Leute freiwillig dazu melden. Es besteht ein großes Fürsorgewerk, etwa 170,000 Krankenschwestern sind nur für tuberkulöse Erkrankungen in Funktion und stehen mit den Fürsorgestellen in Verbindung, deren es jetzt 32 in der Stadt gibt. Die praktischen Amerikaner errichten solche Fürsorgestellen überall, auf Fern-Booten (den großen Fähren im Hafen Neu-Yorks), in einfachen Baracken, in öffentlichen Anlagen u. c. Isolierung kann zwangsweise durchgeführt werden, kurz, es ist ein bewundernswertes Beispiel, das uns da auf der andern Seite des großen Wassers in dieser Beziehung geboten wird.

Aber auch in Europa hat in den letzten Jahren ein großartiger Feldzug begonnen. Ich erinnere nur an die mächtige Heilstättenbewegung, die namentlich Deutschland, von Ernst von Leyden ins Leben gerufen, inszeniert hat und bewundernswert durchführt. In Oesterreich war es v. Schrötter, der den Anstoß dazu gab, und in der Schweiz der Gründer der Ferienkolonien, Pfarrer Bion. Die Zahl der Heilstätten für Lungenkranke und zwar die für die Volksklassen und weniger Bemittelten ist in Deutschland, in England, in der Schweiz, in Frankreich jetzt eine sehr große, und wenn auch die Resultate der Tieflandsanatorien vielfach überschätzt worden sind, weil gerade dabei der wichtige klimatische Faktor oft geflissentlich als unwichtig nicht berücksichtigt wurde, so ist der Segen, der aus diesen Wohlfahrtsanstalten großen Stiles fließt, ein nicht hoch genug einzuschätzender. Vor allem wird der Lungenkranke in diesen Sanatorien erzogen zur Reinlichkeit, zur Beobachtung der notwendigen Vorichtsmaßregeln, und diese erzogenen Patienten wirken dann auch nach der Heimkehr als Beispiel für ihre Umgebung weiter. Während nun Deutschland durch die Sanatorien großzügig vorging und dabei hauptsächlich die heilbaren Fälle in Angriff nahm, ist England das erste Land gewesen, das Spitäler für schwerkranke Tuberkulöse erstellte. Schon 1840 wurde in London das Brompton Hospital for Consumption gegründet, eine Musteranstalt, und es folgten dort andere solche Tuberkulose-Hospitäler, wie z. B. das vorbildliche Victoria-Consumptive-Hospital in Edinburgh. Durch die Errichtung solcher Spitäler wurde schon früh darauf gedrungen, Schwerkranke von ihrer gesunden Umgebung zu isolieren, und die Wichtigkeit dieser Maßregel ist nun auch auf dem Kontinent erkannt worden: man bestrebt sich gerade wieder in Deutschland, Isolierspitäler oder Isolierhäuser innert eines bestehenden Spitals zu errichten.

Im Anschluß an diese Ausführungen, die zeigen, wie von Seiten des Staates gegen eine weitere Ausbreitung der Tuberkulose vorgegangen wird und vorgegangen werden muß, möchte ich doch noch mit einigen Worten sagen, daß man daraus nicht folgern soll, daß der tuberkulöse Erkrankte von vornherein wie ein Pestkranker oder Ausfähriger gescheut und aus der Gesellschaft ausgestoßen werden müsse. Es wird die Ansteckungsgefahr von Seiten der Tuberkulösen einmal sicherlich unter-

schätzt, namentlich in bezug auf Reinlichkeit, in bezug auf die Grundsätze der allgemeinen Körperpflege und die einfachsten Regeln der Gesundheitspflege, vor allem in den Schichten der untern Volksklassen. Darum muß der Staat in der geschil- derten Weise auftreten. Auf der andern Seite ist aber auch die Furcht vor Ansteckung eine viel zu große, und ich möchte auch hier wieder betonen, daß der reinliche Tuberkulöse keine Gefahr für seine Umgebung bildet. Eine Infektionsgefahr erwächst dann, wenn der bazillenhaltige Auswurf eintrocknet und dadurch die Bazillen in die Einatemungsluft gelangen können, was beim Ausspucken auf den Boden, ins Taschentuch, durch das Beschnuzen der Kleider mit Auswurf der Fall ist. Auf diese Gefahr muß immer wieder hingewiesen werden; aber ebenso muß auch immer wieder ausgesprochen und gelehrt werden, daß der reinliche Lungenkranke, der mit seinem Auswurf sorgfältig umgeht, ihn nur in Behälter mit Wasser leert und dafür sorgt, daß er unschädlich gemacht wird, kein gemeingefährlicher Mensch ist. Der disziplinierte Lungenkranke darf ruhig in der menschlichen Gesellschaft seinen Platz behalten, auch in der Familie. Es muß aber, gerade um den Lungenkranken diszipliniert zu machen, immer wieder auf die Gefahr durch unachtsames Ausspucken hingewiesen werden. Das ist nun gerade wieder ein Punkt, wo die Fürsorgestellen, die Heilanstalten segensreich einwirken. Eine solche Schulung und Disziplinierung sollen auch die Gäste eines Kurortes durchmachen. Es ist deshalb auch in solchen Kurorten, wie Arosa, Davos usw., weniger Ansteckungsgefahr in Wahrheit für die Allgemeinheit vorhanden als an andern Orten, wenn man bedenkt, daß ungefähr jeder dritte Mensch lungentuberkulös ist, und wenn man weiter bedenkt, wie sorglos, achtlos von den nicht bewußt Lungenkranken ausgehustet, ausgespuckt wird. Wenn man die altväterischen Sägemehlspudnapfe und Sandkisten in Betracht zieht, die jetzt noch in den Städten, ja sogar in Großstädten in öffentlichen Gebäuden und in den Häusern der großen Mehrzahl der Bevölkerung sich finden, wenn man an die vielen Hunderte und Tausende von Gasthäusern und Herbergen denkt, wo hustende Lungenkranke unachtsam sind, weil sie nicht wissen, daß sie krank sind und daß sie aufpassen müssen, dann muß man sich doch sagen, daß an solchen Orten, wo dann die bewohnten Zimmer nicht desinfiziert werden, wo jeden Tag wieder ein anderer Mensch hineinkommt, die Ansteckungsgefahr für groß und klein eine größere ist als in unsern in dieser Hinsicht so oft mit Unrecht geschmähten Lungenkurorten. Eine Gefahr besteht auch in den Schlafwagen, überhaupt in den Eisenbahnwagen und Postkutschen, wenn diese nicht desinfiziert oder wenigstens gereinigt werden. Erst neulich hat Schwalbe in Berlin darauf aufmerksam gemacht, wie in den meisten Gasthäusern und Hotels die Wolldecken der Betten häufig monatsweise auf den Gesichtern der verschiedensten Hotelinsassen während der Nacht liegen und von manchen der Gäste angehustet werden. Diese Wolldecken sollten gewechselt werden, in leicht zu waschende, wenn nötig täglich zu wechselnde Leintücher eingeschlossen sein (wie die bessern Hotels dies ohne weiteres tun). Aus solchen schmutzigen Wolldecken können dann Staub und Schmutz und Ansteckungsstoffe aufgeatmet werden. Die Gasthaushygiene bedarf noch großer Förderung.

(Fortsetzung folgt).

Dramatische Rundschau XI.

Die letzten Monate der Winterspielzeit (bis Ende April) standen beim Zürcher Stadttheater im Zeichen des *Gastspiels*, das immer in dieser Periode, aber selten so üppig gepflegt wurde. Noch vor dem „Rosenkavalier“ kam *Agnes Sorra*, die Langersehnte, zu uns. In den „Gespenstern“ arbeitete sie vor allem den Punkt heraus, wo die Schwerege-

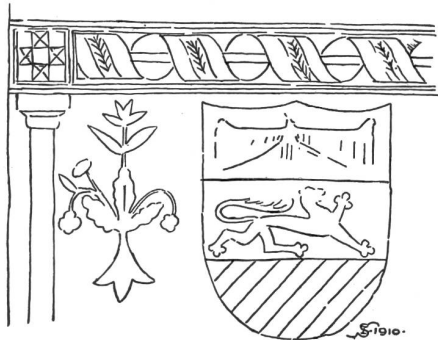
prüfte Mutter ihre Schuld als Gattin einzieht (daß sie nämlich ihrem Mann ein freudloses Leben bereitetet!); sie dementierte aber diesen an sich trefflichen Akzent durch ihr ganzes übriges Spiel: ihre Frau Alving war noch im grauen Haar von einer so heftigen Liebenswürdigkeit, daß niemand glauben konnte, sie habe sie in der Jugend unter pedantischen Manieren



DIESCHWIERZ
1787

Natürliche Eishöhle im Triffelsteiner.
Nach photographischer Aufnahme von August Rupp.

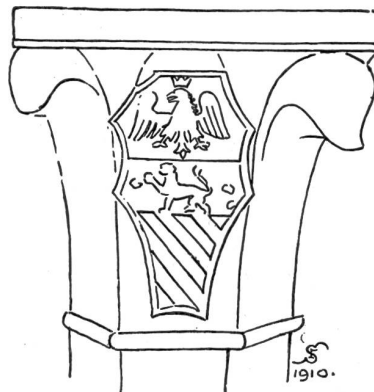
ORST. P. 1000



Denkmäler des Geschlechtes Rusca Abb. 1.

verborgen gehalten. Weit einheitlicher und überzeugender wirkte ihre Nora, in der sie am Schluß das Problematische aufs schärfste betonte: nicht als siegende Frauenrechtlerin, sondern als irrendes,

fiognomie und Erscheinung zur klassischen Heroine wie geschaffen, gab dem Zuschauer wieder einmal das Rätsel auf, warum doch Künstler gerade darin sich auszeichnen wollen, wofür sie am wenigsten natürliche Eignung besitzen; auch machte sie eine Ausnahme von andern Stars insofern, als die sie begleitenden Schauspieler keineswegs immer nur in der Weise von ihrer Directrice abstachen, wie man das sonst gewohnt



Denkmäler des Geschlechtes Rusca Abb. 2.

suchendes junges Weib, über das ein trübes Leben schon zum voraus seine Schatten wirft, trat sie über die häusliche Schwelle. In der einst vielgespielten „Monna Vanna“, diesem teilweise kulturhistorisch ebenso fragwürdigen, wie poetisch feinen Stück, schien sie mir in der Titelrolle von allzu gewollter Naivität; auch versagte sie im Doppelspiel des letzten Aktes. Albert Bassermann war für Zürich kein Unbekannter, und doch erschien er diesmal als ein Neuer. Seinen Biegler in Sudermanns „Stein unter Steinen“ kannten wir, und sein Konsul Bernick zeigte die Feinheit der Psychologie, die seinem Ruf als Ibsenspieler entsprach — aber die Pforten der großen Kunst sprengte er auf mit seinem Othello. Wie er diese Gestalt mit einer modernen Seele erfüllte und dabei doch dem Dichter gab, was des Dichters ist: das war eine Tat, durch die sich der Künstler würdig erwies, den Ring Ifflands am Finger zu tragen. Johanna Terwin ist an unserer Bühne geworden; mehr denn als Fräulein Josette, und als Nora wirkte sie als Hilde Wangel im „Baumeister Solneh“.

ist. Ein Leopold Thurner-Ensemble, das Dialektstücke bot (Anzengruber, Thoma), folgte in dieser Hinsicht schon eher den herkömmlichen Bahnen. Was alles solche Reisegesellschaften als Schauspielkunst verschleifen!

Albert Bassermann war für Zürich kein Unbekannter, und doch erschien er diesmal als ein Neuer. Seinen Biegler in Sudermanns „Stein unter Steinen“ kannten wir, und sein Konsul Bernick zeigte die Feinheit der Psychologie, die seinem Ruf als Ibsenspieler entsprach — aber die Pforten der großen Kunst sprengte er auf mit seinem Othello. Wie er diese Gestalt mit einer modernen Seele erfüllte und dabei doch dem Dichter gab, was des Dichters ist: das war eine Tat, durch die sich der Künstler würdig erwies, den Ring Ifflands am Finger zu tragen. Johanna Terwin ist an unserer Bühne geworden; mehr denn als Fräulein Josette, und als Nora wirkte sie als Hilde Wangel im „Baumeister Solneh“.

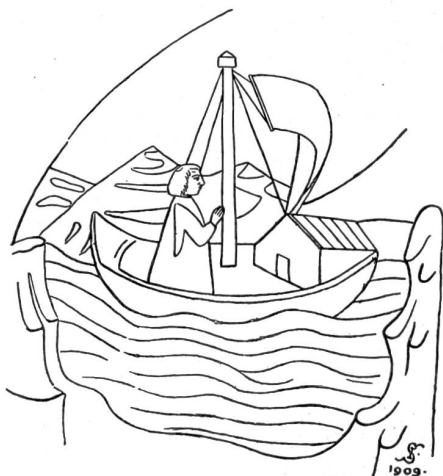


Denkmäler des Geschlechtes Rusca Abb. 3.

Albert Bassermann war für Zürich kein Unbekannter, und doch erschien er diesmal als ein Neuer. Seinen Biegler in Sudermanns „Stein unter Steinen“ kannten wir, und sein Konsul Bernick zeigte die Feinheit der Psychologie, die seinem Ruf als Ibsenspieler entsprach — aber die Pforten der großen Kunst sprengte er auf mit seinem Othello. Wie er diese Gestalt mit einer modernen Seele erfüllte und dabei doch dem Dichter gab, was des Dichters ist: das war eine Tat, durch die sich der Künstler würdig erwies, den Ring Ifflands am Finger zu tragen. Johanna Terwin ist an unserer Bühne geworden; mehr denn als Fräulein Josette, und als Nora wirkte sie als Hilde Wangel im „Baumeister Solneh“.

nicht für dieses in der sinnlichen Mannigfaltigkeit des Lebens wurzelnde Drama. Von „Stücken, welche nichts bedeuten“ seien genannt „Der Feldherrnhügel“ und „Das Prinzenpaar“.

Erst als das große Haus seine Pforten schloß, wurde die Haltung unseres Schauspiels literarischer: in den beiden Monaten Mai und Juni der Sommerspielzeit auf der Pfauenbühne holte man allerlei Versäumtes nach. „Nonnenbruch“, „Söldatenstücke“ ist ein tüchtiges Theaterstück; indessen hat der Verfasser das Schicksal des Rekruten, der nach mißglückter Fahnenflucht seinen Feind er schlägt, nicht zu dichterischem Eigenwert emporzuheben vermocht. Von dem Holländer Frederic van Eeden bekamen wir „Isbrand“ zu sehen: daß Isbrand, der mit den Blumen und Wolken lebt und andern unvernünftige Musik hört, nicht nur ein mystischer Mensch ist, sondern, wie die Ereignisse lehren, wirklich zu den Irrenhauskandidaten zählt, das läßt die wohl beabsichtigte Wirkung eines Naturdichter-Märtyrertums bloß partiell aufkommen; dramatisch wirksam ist die



Denkmäler des Geschlechtes Rusca Abb. 4.

Umgebung des „Helden“, seine engere und weitere Familie, die in ihrem gemeinen Benehmen gegenüber dem Kranken mit satirischer Schärfe gezeichnet ist. Daß Frank Wedekinds „Sidalia“ zu jenen problematischen Stücken gehört, die uns keinen reinen Eindruck hinterlassen und doch etwas Inkommensurables, Fesselndes in sich tragen, bestätigte sich bei unserer Aufführung aufs neue; mit gemischten Gefühlen begleitete man den fanatischen Schönheitsapostel bis zu dem Punkt, da er (mit dem unvergeßlichen Worte: „Zum Einseifen ist keine Zeit mehr!“) den Strick wählt, um einem Engagement als dummer August zu entgehen. Die „Spiele Ihrer Exzellenz“ von F e l und S t r a u ß, die in Rußland vor sich gehen, verleugnen in der Gemeinheit der Weltanschauung die östliche Herkunft nicht: in Budapest mag man entzückt sein, wenn eine Fürstin für den anarchistischen Mörder ihres Gatten und bald darauf überhaupt für die Propaganda der Tat schwärmt, um zuletzt einem Grafen, den sie noch eben als einen vom Komitee zum Tode Verurteilten selbst erschießen wollte, mit dem Vorbehalt in die Arme zu fallen, daß dem edeln Mörder immerhin ihre Seele gehöre — worauf der saubere Graf das Stück mit den Worten schließt: „Die Seele — die mag er haben!“ Erfreulicher wirkte die Szenen-

folge aus S c h n i t z l e r s „Anatol“; einzig war zu bedauern, daß Otto Brahm in Berlin den Einfall haben mußte, diese seit vielen Jahren in Buchform vorliegenden Dialog-Kleinodien auf die Bühne zu bringen, statt daß wir unsere Theaterleitung für diese Initiative beloben dürfen. Sehr harmlos und artig wirkte „Das kleine Schokoladenmädchen“ französischer Herkunft.

Gegen Ende der Saison erschien wieder — via Bern — Alexander Moissi und spielte neben dem Franz Moor den „Herrn Baron“ in Thaddäus Kittners Don Juan-Drama „Unterwegs“. Ueber das Stück mit seinen weidlichen Donau-Liebeskünsteln ist kein Wort zu verlieren; über den Künstler ist bereits alles gesagt. Nur eines: wenn er die im Sturme eroberte Gunst unseres Publikums im Handumdrehen verlieren will, so muß er das nächste Mal wieder eine solche Novität mitbringen...

Für die nächste Saison wagen wir einen Wunsch: man möge das Pfauentheaterpremierpublikum nicht wieder bis in den Sommer hinein warten lassen, bis seine Saison beginnt. Der Wille zur eigenen Wertung ist da; man gebe ihm Material, an dem er sich betätigen kann!

R o n r a d F a l k e, Zürich.

Denkmäler des Geschlechtes Rusca.

Mit vier Sitzgen des Verfassers.

Es gibt wohl kaum einen Schweizeranton, der soviel Reminiszenzen an eine einzige Familie aufweist wie der Tessin. Auf Schritt und Tritt begegnet man den Denkmälern des einst mächtigen, reichen, weitverzweigten und weitherum begüterten Geschlechtes der Rusca. In Staat und Kirche haben Glieder dieser Familie eine Rolle gespielt, und in keinem Katalog eines tessinischen Stiftes fehlt dieser Name.

Erfreulicherweise sind die künstlerischen Monumente, die von den Rusca ausgegangen sind oder sich an ihr Geschlecht knüpfen, noch recht zahlreich. Schon F. R. Rahn reproduziert zweimal ihr Wappen in seiner Tessiner Kunststatistik. Seither haben sich noch weitere heraldische Denkmäler gefunden; das schönste, ein mustergiltiges Prachtstück, findet sich im Fußboden der Blasiuskirche zu Mavechia, südlich Bellinz. Auf einer quadratischen Marmorplatte ist in kräftigem Relief der Schild der Rusca mit dem Adler, dem Löwen und den vier Schrägbalen ausgehauen (s. Abb. 1). Die Grabplatte ist so schön, daß sie sollte abgeformt werden, bevor sie härter verchliffen ist; ein Abguß aber sollte in keinem Kunstgewerbemuseum fehlen. Ein weiterer Wappenschild des Geschlechtes findet sich in dem Freskenzyklus der Casa Butogno zu Cassarate; er dürfte etwa im Jahr 1480 entstanden sein. Etwas später zu datieren ist der

Wappenschild an einem Kapitell des Hotel Suisse in Lugano (s. Abb. 2). Nach italienischer Sitte hat der Hausbesitzer an dieser Stelle den Wappenschild seines Geschlechtes anbringen lassen; viele Beispiele für diesen Brauch findet man in Mailand, Varese, Como, Domodossola, Locarno, Lugano, Cassarate. Aber noch ein anderes Denkmal der Vorzeit bewahrt dasselbe Gasthaus in Lugano: wir meinen ein steinernes Baufragment mit einem in Relief gebildeten Frauenkopf (s. Abb. 3). Es scheint sich um den Teil eines Kaminsturzes und um das Bildnis der einstigen Hauseigentümerin, vermutlich einer Rusca, zu handeln. Das charakteristische Profil ist sehr wohl erhalten; eine perlengestickte Haube bedeckt den Kopf, und eine Perlschnur hängt um den Hals. Vorn an der Brust sind Reste eines Gegenstandes zu erkennen, der wahrscheinlich als Blume zu deuten ist. In jedem Fall haben wir es mit einem wertvollen Porträtbild aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zu tun. Ein weiteres Denkmal des Hauses Rusca findet sich zu Bironico (s. Abb. 4): es zeigt den knieenden Stifter des Freskobildes, wie er in Sturmesnot auf dem Luganersee zur heiligen Familie betet. Das Gemälde, im fünfzehnten Jahrhundert entstanden, ist interessant, weil es uns mit der Gestalt eines Seefisches aus jener Zeit bekannt macht.

E. A. S.

Ein Gletscherwunder.

Zu der umstehenden Kunstbelle nach photographischer Selbstaufnahme des Verfassers.

Weit hinter dem obersten Teile des Rhonegletschers, wo jenseits des Felsenkamms der Triftlimmi der Triftgletscher sich hinabzieht gegen das Tal des Sustenpasses, dort liegt die idyllische Windegg im Schmucke ihrer prächtigen Arven. Als ein mächtiger Ausläufer des Stohlggates am Mährenhorn schiebt sich ihre eisumbrandete Felsenhalbinsel dräuend, Ausgang verwehrend in die Flanke des Gletschers. Die vom S. A. C. gepachtete Windeggütte erreicht der vom freundlichen Innerkirchener kommende Bergwanderer in etwa vier Stunden, in 1941 Meter Höhe. Nach kurzer Rast steigt er meist noch gleichen Tages zur Thälthütte (2515 Meter) hinan, die unter günstigeren Verhältnissen Unterkunft für Bergfahrten im herrlichen Triftgebiet gewährt. Etwas links von der Stelle, da man gewöhnlich aus den Windeggfelsen steigend den Triftgletscher betritt, dort fand sich letzten Herbst eine Zeit lang eine prächtige natürliche Eishöhle. Langgestreckt zog sie sich im Gletscher hin, gleichlaufend dem Gletscherrande am nordöstlichen Felsenhange der Windegg, in etwa 6—10 Meter Entfernung, bei einer Länge von etwas über 100 Meter. Bald breiter oder schmaler werdend, höher oder niedriger, immer

aber in den herrlichsten Tönungen vom lautersten Grün bis zum dunkelsten Blau. An einer Stelle, hoch im Gewölbe ließ eine breite niedere Öffnung nur spärliches Tageslicht ein. Der Boden war bedeckt von Felsblöcken und Steinen, bis zum feinsten Gletscherschlamm. In einer großen Nische der Wölbung ragte altarartig eine Eisbank auf, im Bilde seitlich gesehen, als Hügel erkenntlich, über und über bedeckt mit gleichmäßiger Kruste angefrorener Steine und Steinchen. Nur kurzen Aufenthalt gestattete die eisige Kälte, die ringsum das Gewölbe ausstrahlte. Bloß ein leises Nieseln und Tropfen, ein gedämpftes Rauschen und der Sturz schwerer Steine unterbrachen die Stille des einsamen Ortes, Zeugnis gebend von dem steten Werden und Vergehen, dem endlosen Kreislauf einer rastlos schaffenden Natur. Als ich so den wunderbaren Raum staunenden Auges durchmaß, kam mir eine Strophe in Erinnerung aus Frieda Schanz' alpiner Dichtung „Die Bergfee“:

„Sie zeigte mir, wo die Ströme entquellen,
Sie wies mir Hallen voll Glanz und Licht...“

A u g u s t R u p p, Saarbrücken.